

Gott will sich verherrlichen
erstens an dem König und Volk von Frankreich durch Errettung
von dem englischen Joche;
zweitens an der Jungfrau, seinem Werkzeuge, durch Verklärung
auf Erden wie im Himmel.
Beides in einem: Der Befreiungskampf Frankreichs soll der Ver-
klärungsgang der Jungfrau sein.

Wir werden demnach äußere und innere, Kriegs- und
Seelenthaten sehen. Nicht fertig ist der Charakter der
Jungfrau, er ist ein werdender und wird es sein durch alle
Stadien christlicher Entwicklung bis zu völliger Durchdrungenheit
des Menschlichen von dem Göttlichen. In diesem Lichte erscheint
die Geschichte der Jungfrau als die heilige Geschichte der
Menschheit selbst auf Erden und die Einzelthatfache, welche
die Dichtung dramatisch versinnlicht, wird zum universellen
Symbol der christlichen Glaubens- u. Heiligungsidee.

Der Prolog.

Scene 1. Vor dem Dorfe in der Nähe der Mariencapelle
und des alten Eichenbaumes finden wir Thibaut d'Arc mit seinen
drei Töchtern und drei jungen Schäfern, den Freiern derselben.¹⁾

¹⁾ Viehoff a. D., S. 26: „Man kann nicht zweifelhaft sein, warum Schiller
die Scenen des Prologs gern hierhin verlegen mußte; es ist ja die für
Johannas frühere Geschichte bedeutsamste Stelle in Domremy. Allein
man sieht keinen rechten Grund, warum der Vater seine Töchter und
künftigen Eibame zu diesem von ihm so gemiedenen und gefürchteten
Baume zur Verlobung beschied.“ Daß die Versammelten nicht unter,
auch nicht dicht vor oder neben dem Baume stehen, ergibt sich aus Thi-
bauts Worten Prolog. 2, V. 93: Ich sehe sie (Johanna) zu ganzen Stun-
den sinnend dort unter dem Druibenbaume sitzen. Die Bedingungen
des Bühnenraumes gestatten vollkommen, die Personen in einiger Ferne
von Baum und Capelle zu denken.

Thibaut schildert mit wenigen, aber scharfen und herzfassenden Zügen, welche seine patriotischen Gefühle deutlich ausdrücken, die trostlose Lage des Königs und Reiches. Ueber der Heimat selbst liegt zwar noch die Ruhe des Friedens, aber Brand und Verheerung nahen rings ihren Thälern und in kürzester Frist können die Wetter des Krieges sich über denselben entladen. In Erwägung dieser Umstände hat Thibaut als besonnener Mann und liebevoller Vater den Entschluß gefaßt, seine Töchter gleich morgen ihren Freiern zu vermählen, damit es ihnen in der Noth nicht an dem Beschützer und an der Liebe fehle, die alle Lasten tragen hilft. Die auf das Außere gestellte Margot hat sich den begüterten Nachbar ausgesucht, Louisons anspruchslose Demuth hat ihr Herz einem armen Jüngling des Dorfes geschenkt. Thibaut billigt die eine wie die andere Wahl; er ist verständig genug, allein auf den Einklang der Herzen zu sehen, und denkt viel zu edel, als daß der Mangel an Schätzen ihm die Person verleiden sollte. Er besitzt zu seiner Freude soviel, um jeder Tochter dreißig Acker Landes, Hof und Stall nebst einer Herde mitgeben zu können; aber er ist weit entfernt, auf Hab und Gut das Vertrauen seiner Kinder zu stellen. Der Drang der Zeit hat ihn gelehrt zu haben, als hätte er nicht, und sein frommer Sinn gibt, was er gibt, als den Segen, womit der Herr ihn gesegnet. Diesen Segen erbittet er auch seinen Kindern.

Und die dritte Tochter? Reicht auch sie ihrem Freier Raimond, dem bravsten Jüngling des Dorfes, die Hand? Erhört sie ihn jetzt, dessen Werben sie seit Jahren unbeachtet gelassen? Schweigend steht Johanna da und in sich gekehrt, keinen Antheil hat sie an allem dem genommen, was seither geschehen ist. Vergebens sucht Louisons bescheidene Liebe durch das still Beredte: „Liebe Schwester!“ ihr an's Herz zu sprechen; umsonst dringt

Margott nicht ohne eitle Selbstbespiegelung in sie, sich ein Beispiel zu nehmen und den Vater zu erfreuen: Johanna schweigt und die beiden Paare entfernen sich endlich, um Anstalten zur Hochzeit zu treffen, die nach des Vaters Wunsch das ganze Dorf mitfeiern soll.

Was bedeutet das Schweigen? Wir wissen es: Ein Zeichen ist der Jungfrau verheissen, und gleich die ersten Worte des Vaters, worin er den verzweifelden Nothstand des Reiches darstellte, haben ihre ganze Seele in gespannter Erwartung dem himmlischen Wink zugewandt. Sie hat fortan für nichts anderes Sinn und Gedanken, bis die Verheissung zur Erfüllung wird. Der Zuschauer aber, der diese Gründe nicht kennt, was soll er von dem seltsamen Benehmen denken? Von der Theilnahmslosigkeit in Dingen, die sonst ein jedes edlere Gemüth, insonderheit aber das Mädchenherz so stark bewegen? Ist es jungfräuliche Beklommenheit, ist es Widerwille gegen eheliche Verbindung, was sie stumm gemacht, oder was sonst kann es sein? Mit Erwartung sieht er der Aufhellung des Geheimnisses entgegen. Die Spannung wächst in der folgenden

Scene 2. Thibaut spricht in Gegenwart Raimonds gegen Johanna seinen Gram aus über ihr ganzes Verhalten. Mit Bangen erfüllt ihn zuvörderst die Wahrnehmung, daß sie in der Zeit ihrer schönsten Blüthe so kalt sich gegen die Liebe verschließt. Er kann nur eine schwere Verirrung der Natur darin finden, wenn in den Jahren des Gefühles das Herz sich zuschließt. Die Jungfrau bleibt still, wie zuvor, Raimond aber vertheidigt sie gegen des Vaters Vorwürfe. Nach seiner Ueberzeugung ist Johannas Liebe, wie sie selbst, nicht gewöhnlicher Natur, eine Frucht des Himmels ist sie, die, wie alles Göttliche auf Erden, nur allmählich reift. Für jetzt scheut die Jungfrau noch die dumpfe Enge der niederen Hütte mit ihren kleinen Sorgen und sehnt

sich hinaus in die Himmelsluft der freien Bergestrift. Steht sie da, mit dem hohen Wuchs ihres edlen Leibes aus der Herde hervorragend, und senkt den ernsten Blick auf der Erde kleine Länder, dann macht sie den Eindruck eines höheren Wesens, man glaubt eine der erhabenen Gestalten der Vorzeit in ihr zu sehen. Damit aber berührt Raimond den Punct, welcher dem Vater die grote Besorgnis einflot. Da Johanna in tiefer Morgenfrühe mit ihrer Herde das Haus verlot, um sich in die Einsamkeit der Berge zu begeben; da sie die gefellige Gemeinschaft mit ihren Schwestern und Altersgenossen flieht: diese Isolierung von der Welt, diese Sonderung sogar von den hrigen vermag Thibaut nur aus sndhaftem Hochmuth e sich zu erklären. Ein Umstand kommt hinzu, welcher ihm seine Befürchtung zur Gewisheit macht. Zu dreien Malen hat ihm ein Traum Johanna auf dem Throne zu Reims in mehr als königlicher Herrlichkeit gezeigt. Was sonst können solche Gesichte ihm warnend andeuten wollen, als den tiefen Fall der Tochter, welche durch die hohen Gaben, womit Gott sie an Leib und Seele gesegnet, sich zu eitlen Trachten hat hinreien laen? Der Hochmuth aber ist es, woran die Hlle ihre Opfer fat, womit sie auch sein Kind zu verderben droht. Thibaut kann sich dieser Furcht nicht erwehren, weil er Johanna ihre Herden immer nach dem Druidenbaume treiben und sie selbst ganze Stunden lang unter demselben sitzen sieht. Denn es haust unter jener Eiche, von welcher die ältesten Leute des Dorfes manche Schauergeschichte erzählen, seit grauer Heidenzeit ein boes Wesen, das ihm selbst einst in Gestalt eines gespenstigen Weibes die burre Hand entgegenstreckte, als er in später Dämmerung des Weges kam.¹⁾ Dieses boe Wesen verpestet, wie er meint, die Gegend rings

¹⁾ Wir bemerken hier nachträglich, da die Copelle sowohl als der Baum offenbar auf einer Anhöhe stehend zu denken sind.

umher, Johanna aber verläßt in der mitternächtlichen Geisterstunde ihr Lager, um sich nach dem spukhaften Kreuzwege zu schleichen und geheime Zwiesprache mit der Luft des Berges zu halten: soll ihm also nicht grauen vor teuflischer Verführung seines Kindes? ¹⁾

Raimond nimmt die Geliebte sowohl gegen den Verdacht der Zauberei und des Verkehres mit bösen Geistern als gegen die Beschuldigung des Hochmuthes in Schutz. Was sie nach der Eiche lockt, ist nicht Satans Werk, sondern die Nähe des Marienbildes, das über die ganze Umgebung einen himmlischen Frieden ausgießt. Für Johannas demüthig-frommen Sinn aber zeugt einestheils die Freude, womit sie, obgleich am höchsten begabt unter allen Mädchen des Thales, wie eine niedere Magd ihren Schwestern dient, andernteils das wunderbare Gedeihen alles dessen, was ihrer Obhut und Fürsorge befohlen wird.

Thibaut läßt sich auch dadurch nicht umstimmen, im Gegentheil erweckt gerade das Unbegreiflich-Ueberschwengliche jenes Segens schauerliche Gedanken in ihm. Doch will er nicht weiter sich auslassen, sein Vaterherz ist zu tief ergriffen; er bricht deshalb das Gespräch mit Raimond ab und wendet sich schließlich an Johanna mit den warnenden Worten:

Fliehe diesen Baum,
 Bleib nicht allein und grabe keine Wurzeln
 Um Mitternacht, bereite keine Tränke
 Und schreibe keine Zeichen in den Sand —
 Leicht aufzurigen ist das Reich der Geister,
 Sie liegen wartend unter dünner Decke
 Und leise hörend stürmen sie herauf. ²⁾

¹⁾ Man denke an die bösen Geister, welche in der Luft herrschen. — Bekanntlich sind dem Aberglauben die Kreuzwege verdächtig, weil es auf ihnen spukt.

²⁾ Siehe über die Kraunwurzel u. Johanna d'Arc S. 30 der gr., S. 27 der kl. Ausgabe.

Johanna schweigt nach wie vor. Sie ist Zeugin einer Unterredung, welche das Wichtigste betrifft, was es für den Menschen gibt im Himmel und auf Erden, und sie theiligt sich mit keiner Silbe! Als Grund haben wir vorhin (Sc. 1) das Zeichen angeführt, jetzt erkennen wir auch ohne dies, daß Schweigen für Johanna so gut wie nothwendig, weil Verständigung mit dem Vater und den Angehörigen überhaupt unmöglich ist.

Und was wird der Eindruck auf den Zuhörer sein? Da ihm der Schlüssel des Geheimnisses fehlt, so begreift er vorläufig nur soviel, daß es etwas außerordentliches um diese Jungfrau ist, ob dies Außerordentliche aber etwas gutes oder arges, darüber besitzt er nicht die volle Klarheit. Hat Raimond Recht oder sieht er als Liebhaber zu rosig? Ist dem Vater zu glauben oder sieht er zu schwarz?

In der ersten Scene hat sich Thibaut von der vortheilhaftesten Seite gezeigt, als Patriot, als Mensch, als Vater. Die Bekümmernisse, welche er in der zweiten Scene ausspricht, entspringen dem besten Vaterherzen und bekunden eine mehr als gewöhnliche Einsicht. Wer leugnet, daß der Mangel an Liebe in der Zeit der schönsten Jugendblüthe sein Bedenkliches hat? Wer weiß nicht, daß die Isolierung die schwersten Gefahren mit sich führt, daß sie oft genug die Folge, noch öfter die Mutter des Hochmuths, weil der Ischheit ist? Der Hochmuth aber, ist er nicht das Höllenscheusal, welches die Seele des Menschen in den Abgrund verdirbt? Prophetisch klingt und ist Thibauts Warnung: „Bleib nicht allein, denn in der Wüste trat der Satansengel selbst zum Herrn des Himmels“. Prophetisch lautet und ist ebenso der andere Ausspruch: „Und Hochmuth ist's, wodurch die Engel fielen, woran der Höllegeist den Menschen faßt“. Niemand kann ohne innere Bewegung und warmen Herzensantheil die Befürchtung eines solchen Vaters

anhören, um so weniger als darüber kein Zweifel herrscht, daß es ein Reich des Bösen gibt, und daß die Geister der Finsternis geschäftig sind, die Menschenseelen mit ihren Fallstricken zu umgarnen.¹⁾ Deshalb bleibt denn auch weder der Druidenbaum noch das sonstige Zauberwesen ohne eine gewisse Wirkung.

Gleichwohl ist die Hauptfrage für den Zuhörer nichts weniger als entschieden. Raimond macht den Eindruck eines Menschen von nicht alltäglichem Schlag. Die „ehrfurchtsvolle Resignation“, womit er bisher die Jungfrau geliebt, zeugt von einem seltenen Edel- und Zartfönn, und aus dem Bilde, welches er von der Geliebten entwirft, spricht eine hohe Empfänglichkeit für alles Gute und Große. Sowohl diese Eigenschaften als die gehaltene Ruhe und nüchterne Verständigkeit, womit er sich fast durchgängig auf Thatsachen stützt, geben seiner Vertheidigung ein Gewicht, welches gegen Thibauts vielfach subjective Ausführungen sehr stark in die Waagschale fällt. Allerdings hat Johanna's Isolierung ihre schweren Bedenken und die Gefahr des Hochmuths liegt nahe, immer aber beruht Thibauts wirkliche Annahme eines solchen auf einem Schluß, und keineswegs erhebt der Traum diesen zur Geltung objectiver Gewissheit; dagegen ist das demüthig-bescheidene Verhalten Johanna's gegen ihre älteren Geschwister eine Thatsache, welche selbst Thibaut nicht bestreitet, und so wenig dieselbe als etwas einzelnes auf allgemeine Gültigkeit Anspruch hat, so gibt sie dem Urtheil doch einen festeren Anhalt als alle vorgebrachten Gegengründe. Aehnlich verhält es sich mit dem Zaubergerede. Mögen die Alten des Dorfes sich mit noch so „schauerhaften

¹⁾ Wir reden hier nicht dogmatisch, sondern bewegen uns auf dem Boden der Dichtung, für welche das Reich des Bösen eben so real ist, wie das Reich des Guten. Das ganze Stück beruht auf diesem Dualismus des Geistesreichs. Vom Hofe bis zur Hütte herrscht der Glaube daran unter Alt und Jung, und die Kraft des Dichters ist stark genug, um die Zuhörer in diese Glaubenswelt hineinzubannen.

Mären" über den Eichbaum tragen, mag für Thibaut das gespenstige Weib, welches er im Zwielicht „später Dämmerung“ erblickte, über jeden Zweifel hinausliegen: weder das eine noch das andere besitzt die Bedeutung einer objectiven Thatsache, wie sie in dem Gnadenbilde, worauf Raimond hinweist, jedermann vor Augen steht. Was sodann den Segen betrifft, welcher Johanna's Schaffen begleitet, so unterliegt es keiner Frage, daß Raimond nicht minder berechtigt ist, darin den göttlichen Lohn der Frömmigkeit zu sehen, als Thibaut den Teufel dahinter zu wittern. Zugegeben ferner, daß das nächtliche Verlassen des Hauses etwas sonderbares hat, womit will Thibaut beweisen, daß Johanna „geheime Zwiesprache mit der Luft des Berges pflegt“? Schon weil sie geheim, entzieht sie sich so bestimmter Deutung. Vollends das Bereiten der Tränke, das Graben von Wurzeln und das Schreiben der Zeichen in den Sand, wovor Thibaut schließlich warnt, wo liegt dafür irgend eine Spur des Beweises? Alle diese Einseitigkeiten, welche der feindenkende und scharfmerkende Zuschauer herausfindet, machen es in gewissem Grade wahrscheinlich, daß Thibaut bei allen Vorzügen des Geistes und Herzens ein vorwiegend subjectiver, stark auf die Phantasie gestellter Mann ist, der, wie die Alten seines Dorfes, in religiösen Dingen einer finsternen Anschauung huldigt.

Demgemäß ist man im Zweifel geneigt, nicht sowohl Thibaut's als Raimond's Urtheil beizutreten; indessen das rechte Licht fehlt vorläufig noch, und mit wahrer Ungebuld harret der Zuhörer darum auf die ersten Reden oder Thaten der Jungfrau. Um so erwartungsvoller sieht er denselben entgegen, als die Wichtigkeit der streitigen Sache sein Interesse an der Person in hohem Maße gemehrt und außerdem eine Ahnung ihn überkommen hat, welche ebenso der Person wie der Sache eine ganz ungemeine Bedeutung verleiht. Jener seltsame Traum nämlich, welcher Thibaut mit

dem schwersten Kummer umbüstert, hat dem aufmerksamen Beobachter den Schimmer eines wunderbaren Lichtes in die Seele geworfen. Wollte es ihm anfangs (Sc. 1) scheinen, als handle es sich um nichts weiter als um eine Hochzeit, so blüht ihm aus der patriotischen Beziehung des Traumes mit einem Male der Gedanke auf, es sei das Vaterland mit seinem Wehe, was Johanna auf dem Herzen liege, und ihr Schweigen gelte dem Höchsten, das es auf Erden gibt. Dieser Gedanke wird dadurch besonders einleuchtend und überzeugend, daß mit ihm zugleich die Schilderung in das Gedächtnis zurückkehrt, welche Thibaut (Sc. 1) in Gegenwart Johannas so farbenhell und nachdrücklich von dem Unglück Frankreichs entworfen hat. Wie aber? ist es etwa bloß die Trauer patriotischer Liebe, welche, durch jene Schilderung wach gerufen, die Jungfrau in stummem Hinhürten gefangen hält? Dagegen spricht der Traum selbst mit unverkennbarer Klarheit. Nicht Gefühle und Gesinnungen, nein Handlungen, Begebnisse, Thatfachen malen seine Bilder. Mit den schärfsten Strichen zeichnet er die Person der Jungfrau selbst, wie sie da sitzt auf dem königlichen Stuhle zu Reims, ein funkelndes Diadem von sieben Sternen auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, aus dem drei weiße Lilien entspringen, während der Vater, die Schwestern, alle Fürsten, Grafen und Erzbischöfe, ja selbst der König sich vor ihr neigen. Was also spricht der Traum? Dem Vater ist er nur ein warnendes Sinnbild für den Hochmuth seines Kindes. Johanna auf dem Throne zu Reims — selbst der König vor ihr sich neigend — das Scepter in ihrer Hand: diese Züge des Traumgesichtes können allerdings auf Hochmuth hinweisen, aber müssen sie es auch? Und wie verhält sich's mit der übrigen Symbolik des Traumes? Worauf deutet das funkelnde Diadem auf Johannas Haupt mit der heiligen Siebenzahl seiner

Sterne? worauf die heilige Dreizahl der Lilien, des Wappens der Valois? zu schweigen von dem dreimaligen Erscheinen des Traumes selbst? Worauf sonst deutet alles das, als auf himmlische Segnungen der Jungfrau und des Königshauses? Daß aber Johanna das Scepter trägt und hält, aus dem die drei Lilien aufblühen, sieht das nicht aus, als solle die Hirtentochter das königliche Banner von neuem aufrichten und wieder zu Ehren bringen, mithin Vermittlerin jenes himmlischen Segens sein? In diesem Lichte gewinnen auch die mislichen Seiten des Traumbildes einen andern Anschein. Das Diadem, welches die Jungfrau trägt, ob auch ein königliches Abzeichen, ist doch nicht die Krone selbst; der König dagegen ist König und bleibt es, auch indem er sich verneigt. Um seine Ehrerbietung zu bezeigen, um zu danken, oder beides zumal? Das Sitzen endlich auf dem königlichen Stuhle zu Reims, kann es nicht die Rettung, Behauptung des gefährdeten Reichsthrones durch die Jungfrau bezeichnen? Von hier aus fallen kräftige Schlaglichter auf Raimonds Charakterzeichnung seiner Geliebten zurück, in schärferen Umrißen treten die großen und erhabenen Züge des ergreifenden Gemäldes hervor, während der unmittelbar folgende Beweis von Johannas Demuth daneben den wohlthuendsten Eindruck hervorbringt. Kurz die Ahnung drängt sich auf, daß diese Jungfrau wohl gar bestimmt sei, das Werkzeug einer göttlichen Gnadenhilfe für König und Reich zu sein. Aber freilich wie soll das zugehen? wie soll ein schwaches Weib vollbringen, woran die Manneskraft der Tapfersten zu Schanden geworden ist? Auch sind Träume keine Thatfachen und eine weite Kluft ist zwischen Ahnung und Gewisheit befestigt. Es liegt ja nicht einmal die Deutung der Traumsymbolik außer Zweifel, und ebensowenig ist die Frage, welche nunmehr eine unermessliche Tragweite bekommen hat, ob Johanna unter dem Einfluß

guter oder böser Geister stehe, bis zur Augensälligkeit entschieden.

Im Zwiellichte so bedenklicher Unklarheiten und ungelöster Widersprüche läßt sich vorläufig nur eines vermuthen und das andere hoffen,

erstlich vermuthen, daß Johanna's Schweigen mit dem Unglück des Vaterlandes im engsten Zusammenhang stehe, und daß die Rettung des Königs und Reiches den Gegenstand ihres gedankenvollen Sinnens bilde;

zweitens hoffen, daß sie das Heil des Vaterlandes vielmehr auf guten als auf bösen Wegen zu stiften suche, sollte sie dazu auch keine andere Waffe besitzen, als die andächtige Fürbitte. ¹⁾

Die Bestätigung des einen wie des andern aber muß dem weiteren Verlauf der Handlung vorbehalten bleiben, welcher voraussichtlich auch die übrigen Fragen und Zweifel aufhellen wird.

Scene 3. Bertrand, ein Landmann von Domremy, ist in der benachbarten Stadt Vaucouleurs gewesen und kehrt von da mit einem Helm zurück. Mit Staunen sehen Raimond und Thibaut das Kriegsgerät, und auf des letzteren Befragen erzählt Bertrand, wie ihm der Helm zuhanden gekommen: ²⁾

Raum weiß ich selbst zu sagen, wie das Ding
Mir in die Hand gerieth. Ich hatte eisernes
Gerät mir eingekauft zu Vaucouleurs;
Ein großes Drängen fand ich auf dem Markt,
Denn flüchtiges Volk war eben angelangt
Von Orleans mit böser Kriegespost.
Im Aufruhr lief die ganze Stadt zusammen,

¹⁾ Act I, Sc. 10: *einsmals, als ich eine lange Nacht in frommer Andacht unter diesem Baum gesessen u.*

²⁾ Der Helm ist reine Erfindung Schillers.

Und als ich Bahn mir mache durchs Gewühl,
Da tritt ein braun Bohemerweib mich an
Mit diesem Helm, faßt mich in's Auge scharf
Und spricht: „Gesell, Ihr suchet einen Helm,
Ich weiß Ihr suchet einen. Da! Nehmt hin!
Um ein Geringes steht er Euch zu Kaufe.“
— „Geht zu den Lanzenknechten“, sagt ich ihr,
„Ich bin ein Landmann, brauche nicht des Helmes.“
Sie aber ließ nicht ab und sagte ferner:
„Kein Mensch vermag zu sagen, ob er nicht
Des Helmes braucht. Ein stählern Dach für's Haupt
Ist jezo mehr werth, als ein steinern Haus.“
So trieb sie mich durch alle Gassen, mir
Den Helm aufnöthigend, den ich nicht wollte.
Ich sah den Helm, daß er so blank und schön
Und würdig eines ritterlichen Haupt's,
Und da ich zögernd in der Hand ihn wog,
Des Abenteuers Seltsamkeit bedenkend,
Da war das Weib mir aus den Augen, schnell,
Hinweggerissen hatte sie der Strom
Des Volkes, und der Helm blieb mir in Händen.

Blicken wir zunächst in die Seele der Jungfrau und versehen
uns alsdann auf den Standpunct des Zuschauers.

Der Helm in der Hand des Landmanns, das Kriegs-
gerät in der Friedensgegend: bei diesem seltsamen Anblick
ist Johanna, welche bisher theilnahmslos bei Seite gestanden,
aufmerksam geworden und nahe an den Erzähler herangetreten.
Wie uns bekannt, hat seither das verheißene Zeichen alle ihre
Gedanken in Erwartung gefesselt, jetzt geht ihr in dem auffal-
lenden Erscheinen des prächtigen Ritterhelms der erste
Strahl der Erfüllung auf, und alsbald schlägt aus Bertrands
wunderbarem Bericht die Gewisheit derselben wie eine Flamme

durch ihre Seele. Das göttliche Zeichen, es ist gegeben, die himmlische Berufung sinnlich verbürgt, der Moment des Handelns angezeigt. Orleans in schwerer Bedrängnis — und das Wunder des Helms: das Zusammentreffen jener Kunde und dieser Schickung, was kann es anders bedeuten, als die göttliche Erklärung, daß die Zeit zur That für Johanna gekommen sei? Darum lautet das erste Wort, womit sie ihr Schweigen bricht: „Gebet mir den Helm!“ und die erste wirkliche That, welche sie vollbringt, ist ein rascher und begieriger Griff nach dem Gegenstand ihrer Forderung. Vertrands Widerrede steigert dieses Greifen zum förmlichen Entreißen und jenes Begehren zum entschiedenen Ausdruck des göttlichen Rechtsanspruchs: „Mein ist der Helm und mir gehört er zu.“ Aus der Beschreibung, worin Bertrand sodann die Gefahr der Stadt Orleans immer gräßlicher, immer drohender schildert und daneben die Rathlosigkeit des Königs wie die Niedergeschlagenheit des Heeres in den schreiendsten Farben darstellt, tritt der Jungfrau mit stets zunehmender Klarheit die Einsicht entgegen, daß die schnelligste Hülfe geboten sei, und in entsprechendem Stufengang erhebt sich ihre Willensstimmung zum Thatentschluß; unmittelbar darauf gibt Vaudricours hochherziges Unternehmen ihr den göttlichen Fingerzeig, auf welchem Wege sie zum Ziele schreiten soll; der verzweifelte Beschluß endlich, den man in der heimathlichen Nachbarstadt Vaucouleurs gefaßt, sich dem Herzog von Burgund zu ergeben, bringt die Glaubensenergie, womit namentlich seit dem Empfang des Helmes der Geist Gottes die Jungfrau durchglüht hat, zum begeisterten Ausbruch in Wort und That.

Der Zuschauer, welcher sich noch ganz unter dem Eindruck der vorigen Scene befindet, wird durch den Helm mit seinem Zubehör wiederum nach zwei Seiten hin bewegt, aber in demselben Grade stärker, als der sinnfällige Gegenstand das bloße

Wort oder Bild an Bestimmtheit übertrifft. Hat er aus Thibauts Traum u. s. w. die Vermuthung geschöpft, daß die Jungfrau sich mit Rettungsgedanken des Vaterlandes trage, so macht ihm jetzt schon der bloße Anblick des Helmes, mehr noch Johannas Aneignung desselben, diese Vermuthung auf überraschende Weise zur Wahrscheinlichkeit, und das Gespräch, welches an den Helm sich schließt, erhebt durch alles, was Johanna im Laufe desselben thut oder sagt, die Wahrscheinlichkeit je länger je mehr zur Gewissheit. Um so empfindlicher aber fühlt sich der Zuhörer durch das Zigeunerverb mit seinem unheimlichen Gebaren berührt. Von neuem machen sich bei ihm Thibauts Besorgnisse, daß seine Tochter mit Zauberkünsten umgehe, und zwar diesmal mit gedoppelter Wucht geltend, weil sie durch die greifbare Thatfache des Helmes unterstützt werden, und es treten ihm dieselben in eben dem Maße erschreckender vor die Augen, in welchem er die Jungfrau jetzt gewisser, als zuvor, von politischen Ideen beseelt glaubt. Wie? sollte Johanna den göttlichen Zweck etwa gar mit satanischen Mitteln erstreben? sollte sie, um das Vaterland für jeden Preis, selbst mit dem Verlust ihrer Seele zu befreien, sich in den Dienst des Teufels begeben und dieser durch eine seiner Creaturen ihr den Helm zugeführt haben? ¹⁾ Zu dieser erschütternden Frage spitzt sich der Zweifel zu. Doch nur kurze Zeit hält sich derselbe auf seinem Gipfel. Denn je deutlicher sich während der Unterredung im Gegensatz zu der Bosheit und dem Unrecht des Feindes die Gerechtigkeit der französischen Sache herausstellt, je stärker der Abscheu vor der Grausamkeit und Roheit der Gegner die göttliche Herrlichkeit patriotischer Aufopferung in's Licht setzt, desto mehr verschwindet die Furcht, daß die Jungfrau von dämonischen Gewalten statt von göttlichen Mächten

¹⁾ Ich erinnere nochmals daran, daß Satan und sein Reich für die Dichtung zweifellose Thatfachen sind.

beherrscht werde. Am Ende gehen auch die letzten Schatten von Zweifel und Furcht in den christlichen Selbstbekenntnissen und prophetischen Ergüssen der Jungfrau unter, und die Thatsache ihrer Mission sowie die Göttlichkeit derselben bricht (Scene 4) mit Lichtes Klarheit wie die Sonne aus dem Nebel hervor.

Die sehr drastische Weise, womit Johanna den Helm als ihr Eigenthum in Anspruch genommen und sich in den Besitz desselben gesetzt hat, veranlaßt Thibaut zu der verwundert-unwilligen Frage: „Was fällt dem Mädchen ein?“ Raimond, allzeit schlagfertig, wo es darauf ankommt, die Sache der Geliebten zu vertreten, bittet den Vater, ihr den Ritterschmuck zu lassen, weil er sehr wohl passe zu ihrem Heldenstun. Zum Beweise dessen erinnert er daran, wie „die Löwenherzige Jungfrau“ einst ganz allein dem Tigervolf, der aller Hirten Schrecken war, ein Schaf aus dem Rachen gerungen habe. — Wie? solch ein Opfermuth um ein Damm? solche weit mehr als weibliche Körperkraft? Wessen muß ein Herz, so treu im Kleinen, fähig sein, wenn das Höchste auf dem Spiele steht, das Vaterland! Was fehlt einer Jungfrau, wie diese, an Manneskraft zur Mannesthat! Neuer Grund, so ungemeiner Tüchtigkeit Leibes und der Seele das Ungemeine zuzutrauen.¹⁾

¹⁾ Eine sinnige Bemerkung von Viehoff S. 35 mögen wir dem Leser nicht vorenthalten: Mit Raimonds Erzählung vom Tigervolf, den Johanna bezwungen, schließt sich die Reihe der Bilder, welche Schiller uns von ihrem Charakter und ihrer Eigenthümlichkeit geben wollte, bevor er sie selbst redend und handelnd einführte. Ehe sie noch ein Wort gesprochen, hat der Dichter uns das Gemälde ihres Innern schon in allgemeinen Umrißen entworfen. Wir wissen schon, daß sie ein ganz außerordentliches, die Spiele der Jugend meidendes, der irdischen Liebe verschlossenes, die Einsamkeit suchendes, mit hohen geistigen und körperlichen Gaben ausgestattetes, dabei doch bescheidenes und die schwersten Pflichten still gehorsam übendes Mädchen ist, welches von dem trefflichsten Jüngling des Dorfes mit ehrfurchtsvoller Resignation geliebt wird. Bei der Exposition dieser

Nunmehr erkundigt sich Thibaut bei Bertrand, welche neue Kriegsunsfälle die Flüchtigen von Orleans gemeldet. Bertrand erzählt darauf, daß durch zwei große Siege der Feind sich alles Landes bis an die Loire bemächtigt und seine Streitkräfte vor Orleans zusammengezogen habe, um durch Eroberung dieses Platzes sich das letzte Bollwerk des Nordens zu unterwerfen und den Uebergang nach dem Süden zu bahnen. Zu dem Ende sind ungeheure Belagerungs-Anstalten getroffen. Unermeßliches Geschütz ist aufgebracht; eine wahre Kriegerwolke hat sich gleich einem Heuschreckenheere vor der Feste gelagert; auch der ländermächtige Burgunder — er, der Vasall Frankreichs! — steht da mit seiner ganzen Gefolgschaft aus seinem ganzen Reiche; die stolze Isabeau — die Rabenmutter — durchreitet im Stahlgewande das Lager, um die Wuth der Krieger gegen den Sohn ihres Leibes aufzustacheln; den Oberbefehl über die Belagerung aber führen die englischen Feldherrn Graf Salisbury, der Mauerzerbrecher, dessen Löwenherziger Bruder Lionel und der schlagtengewaltige Talbot. Geschworen haben sie, zu schänden alle Jungfrauen und zu morden jeden, der das Schwert getragen. Aus vier Warten, welche hoch über der Stadt emporragen, werden centnerschwere Kugeln in dieselbe geschleudert, ganze Kirchen liegen zerschmettert, sogar der Turm von Notre Dame droht den Zusammensturz. Und nicht bloß von oben her, auch von unten naht der Stadt das Verderben: auf Pulverminen steht sie, wie auf einem Höllenschlund, und jeder Augenblick kann ihr letzter sein.¹⁾ — Was gibt es grauelfastere für eine

Umstände hatte sich der Dichter den besondern Vortheil bereitet, daß er durch die Gegenwart der geschilderten Person die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Schilderung stärker reizte, und dabei doch, wegen der geistigen Abwesenheit Johanna's, so unbefangen über sie sprechen lassen konnte, als wäre sie auch körperlich nicht gegenwärtig gewesen.

¹⁾ Das Thatsächliche s. Joh. d'Arc S. 15 der Hl. und S. 16 der gr. Ausg.

Jungfrau, für eine Patriotin, für eine Christin? Johanna setzt den Helm auf's Haupt! Was kann sie, die heldenmüthige Bezwingerin des Tigermolfes, anders wollen als helfen, retten? Ihr Thun bloß als naive Aeußerung des inneren Grimmes auffassen, hieße sie einer kindischen Spielerei beschuldigen.

Aber wie, fragt Thibaut, hat es dahin kommen können? Wo waren denn die Helden Frankreichs, wo ist der König selbst? In Chinon, antwortet Bertrand, verweilt er mit seinem Hofe, also bereits jenseit der Loire. Das Feld zu halten, sieht er sich außer Stande, weil Furcht und Schrecken, wie ein Bann vom Himmel, die Truppen überfallen hat. Vergebens bieten die Fürsten ihre Vasallen auf, keiner stellt sich zu den Fahnen, nur ein einziger Ritter schickt sich an, mit einem kleinen Gefolge nach Chinon zu ziehen. Wie heißt, wo hält der Ritter? unterbricht Johanna mit Hast. Vaudricour ist sein Name, nur eine Tagereise steht er von Vaucouleurs entfernt. — Offenbar: Johanna will hin zu ihm und mit ihm zum König; daß sie bloß aus Neugier oder gewöhnlicher Theilnahme gefragt habe, daran kann kein Vernünftiger mehr denken. Der Eingeweihte aber weiß: In dem Helm hat Gott sein Siegel auf ihren Retterberuf thatsächlich gedrückt, das göttliche Wonn ruft ihr die ungeheure Lage, das göttliche Wie Vaudricours kühnes Wagnis zu, und kaum bedarf es eines weiteren Antriebes, damit die Idee erst zu Wort und dann zu That werde.

Indessen auch dieser letzte Anstoß bleibt nicht aus. Bertrand berichtet nämlich, daß die Bürger von Vaucouleurs einmüthig beschloßen haben, sich dem Herzog von Burgund zu übergeben.¹⁾ Vaucouleurs, der Hauptort des Maasthales, in den Händen der Feinde! was heißt das sonst, als Unterwerfung der ganzen Hei-

¹⁾ Uebrigens ist dieser Zug unhistorisch und reine Erfindung Schillers. S. Joh. d'Arc S. 34 flgd. der kl. und S. 39 flgd. der gr. Ausgabe.

mat? Hier löst sich Johanna's Zunge und ihr Mund geht über in prophetische Verkündigung dessen, was unfehlbar geschehen wird: „Nichts von Verträgen! nichts von Uebergabe! Der Retter naht ... vor Orleans soll das Glück des Feindes scheitern! Mit ihrer Sichel wird die Jungfrau kommen und seines Stolzes Saaten niedermähen¹⁾ ... Eh der Roggen gelb wird, eh sich die Mondescheibe füllt, wird kein engländisch Ross mehr aus den Wellen der prächtig strömenden Loire trinken.“ Ein Wunder wird geschehen. „Eine weiße Taube wird fliegen und mit Ablerzkühnheit diese Geier anfallen, die das Vaterland zerreißen. Darniederkämpfen wird sie diesen stolzen Burgund, den Reichsverräther, diesen Talbot, den himmelstürmend hunderthändigen, und diesen Salisbury, den Tempelschänder, und diese frechen Inselwohner alle wie eine Herde Lämmer vor sich jagen. Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott. Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, **durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige!**“

Kein Zweifel mehr: Johanna ist in ihrer Idee die rettende Jungfrau, ihre ganze Seele brennt in dem Befreiungsgedanken des Vaterlandes. Damit ist vollkommen klar, warum sie die Einsamkeit, warum gerade den Eichbaum gesucht im Bereiche des Heiligenbildes — weshalb sie weder für Jugendfreuden noch für die Liebe Sinn gehabt — weshalb sie geschwiegen, vertieft in sich und versunken. Jeder Gedanke an Zauberei tritt vor dem Christlichen Gehalte ihrer Rede unscheinbar zurück, dagegen strahlt im

¹⁾ Vortrefflich, daß Schiller sie in demselben biblischen Bilde, wie Prol. 4, Str. 5 und mit demselben Wird, wie Prol. 4, Str. 4 u. 5 reden läßt. Zu beachten ist außerdem, daß Johanna zuerst der Retter, dann die Jungfrau (unter welcher gerade in diesem Zusammenhange auch wohl Maria verstanden werden könnte) und erst am Schluß eine zarte Jungfrau sagt, die keine andere als sie selbst sein kann.

Lichte desselben Thibauts Traum mit neuem Glanze auf, und die großen Gaben der Jungfrau umkleiden sich mit dem Schein einer providenziellen Bedeutung. Die Glaubensgewisheit, welche Johanna in jedem ihrer Worte durchglühen läßt, reißt den Zuschauer zu der Ueberzeugung hin, daß es sich hier um etwas mehr, als um subjective Einbildungen und Schwärmereien handle; nur darüber besitzt er noch keine Sicherheit, weil noch keine objective Garantie, ob Johannas begeisterte Weissagung bloß auf der Energie eines bergversekenden Glaubens, der seiner Ziele unentwegbar gewis ist, oder auf höherer Inspiration und göttlicher Eingebung beruhe. Wir dagegen, die wir in das Geheimnis ihrer Berufung geschaut, sind des letzteren gewis und sehen mit Augen, daß der Geist der Offenbarung ihr Aufschluß gegeben hat über das anfängliche Bedenken, wie eine zarte, des Kriegs unfähige Jungfrau eine solche That zu vollbringen im Stande sei.¹⁾ Das Uebermenschliche, so hat der Geist sie gelehrt, wird nur mit übermenschlicher Kraft, d. h. in der Kraft des allmächtigen Gottes vollbracht. Der Gott, welcher die Jungfrau zu seinem Dienste erwählt hat, will in ihr der Allmächtige sein, denn seine Stärke ist mächtig in den Schwachen. In der Demuth der Kraft, die ihres himmlischen Ursprungs sich bewußt ist, und in der Kraft der Demuth, die ihre Stärke vom Himmel nimmt, kann und wird Johanna siegen über den vermehnten Stolz und die Gottvergeßlichkeit aller Feinde des Vaterlandes.

Was für ein Geist, ruft Thibaut betroffen aus, ergreift die Dirn! Johanna aber läßt ihrer patriotischen Begeisterung weiteren Lauf. Gott liebt Frankreich, das ist der Sinn ihrer Rede, gleichwie den Apfel seines Auges, und hat es zu dem Paradies der Welt geschmückt. Und dieses Land sollte die Fesseln fremder

¹⁾ S. die Berufung Act I, Sc. 10 und oben S. 69 u. 70.

Knechtschaft tragen, es sollte seine Selbständigkeit und mit ihr seine höchste Herrlichkeit verlieren? Wie wäre das mit der Idee der göttlichen Liebe vereinbar! In Frankreich „scheiterte der Heiden Macht. Hier war das erste Kreuz, das Gnadenbild erhöht, hier ruht der Staub des heiligen Ludewig, von hier aus ward Jerusalem erobert“. ¹⁾ Wie also könnte Gott das Volk, welches er zum Träger seines himmlischen Reiches auf Erden gestempelt hat, der Hoffahrt, dem Verrath, der Unchristlichkeit ²⁾ zur Beute werden lassen! Er träte ja dadurch in den schroffsten Widerspruch mit sich selbst! Und vollends, was würde sein, wenn Frankreich keinen eigenen König — wenn es keinen eingeborenen Herrn mehr hätte? Der König, welcher nie stirbt, wäre mit dem König von Frankreich aus der Welt verschwunden; verschwunden wäre der Beschützer des Landmanns und des Bürgers, der dem Uebermuth ihrer Bedrucker steuert; verschwunden der Mensch, welcher, über jeden Neid erhaben, ein Engel ist von Barmherzigkeit. ³⁾ Der eigene König von Frankreich aber muß auch der eingeborene sein, denn nur dieser, kein ausländischer, kann das französische Volk als Vater lieben.

Der Zuschauer hört in diesen Ideen nur die begeisterte Patriotin, der tiefer Eingeweihte aber erkennt im Hintergrund der-

¹⁾ Viehoff S. 37: „Charakteristisch ist es für die künftige Gottesstreiterin, welche Puncte sie aus der französischen Geschichte hervorhebt.“ Wir machen in gleichem Sinne auf die Bezeichnungen aufmerksam, welche sie den englisch-burgundischen Feldherrn Vers 318-322 ertheilt, und empfehlen vorläufig der Beachtung Vertrands Wort: woher schöpfte sie die hohe Offenbarung.

²⁾ S. vorher Vers 318-322.

³⁾ S. Schillers S. 51 citierten Brief: Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers und des Landmanns, gegen den Uebermuth und die stolze Gewalt des Adels und der hohen Vasallen. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon in mildem Lichte eines Reiters erscheinen.

selben Mariens Offenbarungsworte: mein Volk und meines Herren Sohn¹⁾, welche sich in der Jungfrau zu einer unumstößlichen Bürgschaft für die Rettung des Königs und Reiches gestaltet haben. Kann doch der König, welcher nie stirbt, nur darum mit dem König von Frankreich aus der Welt verschwinden, weil dieser in einzigem Sinne als Gottes Sohn und Vertreter dasteht. Ebenso ist das, was Johanna von den besondern Gnaden des französischen Volkes oder Landes sagt, nicht mehr und nicht weniger als die Umschreibung des Marienwortes: mein Volk.²⁾

Den schwungreichen, gesinnungsstarken Ergüssen Johannas dienen die philisterhaft beschränkten Ansichten des Vaters zur hebenden Folie. Letzterer entfernt sich endlich mit den beiden Männern und die Jungfrau bleibt allein auf dem Schauplatz zurück.

Scene 4. Johanna nimmt Abschied von der Heimat. Ihre Worte sind von einem tiefen Heimats- und Naturgefühl durchhaucht. Für ihre Liebe zeugt ihre Wehmuth. Nicht mit einem allgemeinen Abschiedsgruß entfernt sie sich, für jeden Gegenstand der Natur, der sie je erquickt oder den sie gepflegt, für jedes trauliche Plätzchen, auf dem sie ihr einsames Stilleben geführt, hat sie ein Lebewohl: so tief hat sie ihr Herz in die Natur

1) S. die Berufung Act I, Sc. 10 und Prol. 4: meine Drifflamme.

2) S. Schillers vorhin angeführten Brief: „Ich glaube darin einen Zug der weiblichen Natur getroffen zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, lebenswürdigen König nur als letzten Zweck dachte.“ Dazu bemerkt Viehoff S. 36: „Uebrigens sollte man doch nach Johannas Worten urtheilen, sie habe nicht sowohl den „guten, lebenswürdigen König Karl VII, als vielmehr den König in abstracto im Sinne, wenn sie sagt: Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt verschwinden 2c.“ Letzteres ist nicht so. Es gibt für Johanna nur einen König, der es im höchsten Sinne des Wortes ist, nämlich den König von Frankreich.

gelegt. Und dieses Lebewohl, es gilt für immer: Johanna geht auf Nimmerwiederkehr. Wohin? das sagt sie, die Herde aus ihrer treuen Hut entlassend:

.... Eine andre Herde muß ich weiden,
Dort auf dem blutigen Felde der Gefahr
Denn der zu Mosen auf des Horebs Höhen
Im feurigen Busch sich flammend niederließ
Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen:
Geh hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen.

Das Zeugnis selbst wird die Rettung Frankreichs und des Königs Krönung sein (s. S. 65). Das Gelingen hat Gott wie durch sein Wort, so durch die That verbürgt. Denn er hat gesagt: Du wirst Errettung bringen Frankreichs Helden-söhnen, wirst Reims befreien, wirst deinen König krönen, und des zum Zeichen hat er den Helm geschickt. Sein Wille aber ist unwandelbar, und was er verheißt, steht unverbrüchlich fest.

Die letzten Dunkelheiten sind zerstreut. Johannas Prophetenworte (Scene 3) haben ihre objective Garantie gefunden: In Gottes Auftrag, nicht in bloß subjectiver Glaubenszuversicht, schreitet sie zum Befreiungswerk des Vaterlands. Für das Reden Gottes aus den Zweigen des Eichbaums ist als heiliges Gegenbild das Sprechen Gottes aus Horebs Dornbusch gegeben. Daß der Helm durch Gottes Fügung gekommen, dafür liegt die zureichende Gewähr in dem thatsächlichen Umstand, daß der Himmel ihr ein Zeichen verheißt hat.

Nur eins nimmt uns wunder. Kein Abschiedswort hat Johanna für die Dorfbewohner, kein Abschiedswort für ihren Vater und ihre Geschwister. Auffallend an sich selbst, wird dies noch auffallender durch den Gegensatz zu der Innigkeit, womit sie allen Naturdingen, sogar dem Echo ihr Lebewohl zuruft. Johanna

selbst hebt dies Befremden, freilich nur um ein anderes zu erregen. In Reims nämlich sagt sie zu ihren Schwestern: „Und Eure Liebe führt Euch zu mir her Ihr zürnt der Schwester nicht, die Lieblos ohne Abschied Euch verließ!“, und bald darauf: „Büßen will ich's mit der strengsten Buße, daß ich mich eitel über Euch erhob!“¹⁾ Also hat sie der Ihrigen nicht gedacht aus Eitelkeit und Lieblosigkeit, welche nur die practische Seite jener ist. Diese Selbstanlage findet eine Bestätigung in dem Ausspruch der Maria: „Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden“. Denn wer geläutert werden muß, ist nicht rein, nicht heilig. Ist sie das aber nicht, so ist sie auch nicht frei von Hochmuth, weil dieser die Erz- und Hauptsünde des Menschengeschlechtes ist.

So wäre denn wohl der Vorwurf des Hochmuths, welchen Thibaut (Sc. 2) seiner Tochter macht, nicht unbegründet?²⁾ Allerdings ist er insoweit nicht ohne Grund, als das Geständnis eitler Selbstüberhebung, welches Johanna in Reims abgelegt hat, sich auf die Zeit ihres Heimatlebens bezieht.³⁾ Eine andere Frage

1) Act IV, Sc. 9. Es thut nichts zur Sache, daß die letztere Stelle sich nicht direct auf den Abschied von der Heimat bezieht.

2) Wer Johannas Visionen aus subjectivem Gesichtspuncte betrachtet, dem bietet namentlich der Vergleich der zweiten mit der ersten Berufung eine reiche Fülle von Beweisen des Hochmuths dar. Wir machen aufmerksam auf den Fortschritt von Maria zu Gott, von dem Wenn und dem Wie kann ich auf das Du wirst, von dem Dort oben groß auf das Verklären vor **allen** Erdenfrauen, ein Vergleich, der noch überboten wird durch Strophe 5: „Wenn im Kampf die Muthigsten verzagen, dann wirst du meine Driflamme tragen“ u. s. w. Auch dafür, daß Johanna für die Liebe empfänglich sei, besitzt die subjective Auffassung der Gesichte einen Beleg in dem tief Gefühlvollen: „Dir blüht kein lieblich Kind an deiner Brust,“ worin sich ein leiser Hauch unverstandener Sehnsucht kund gibt. Natürlich braucht dieser Standpunct nicht um Einzelbeweise verlegen zu sein.

3) Wie viel weiter dasselbe greift, beweist allein schon der Umstand, daß es Johanna nach ihrem Falle ausspricht.

aber ist die, ob Thibauts Vorwurf in dem Sinne gerechtfertigt ist, in welchem er ihn nimmt. Und hier ist vor allem der Unterschied festzuhalten zwischen Sünde haben und der Sünde dienen oder in Sünde einhergehen. Letzteres meint Thibaut, wenn er der Tochter ein Nähren des Hochmuths um ihrer hohen Gaben willen schuld gibt und ihres Herzens Trachten eitel nennt. Wie also? ist Johanna eine hochmüthige — eine lieblose Person? bilden jene Eigenschaften etwa die Grundzüge ihres Charakters?

Was erstens die Lieblosigkeit betrifft, so ist soviel richtig, daß die große Idee, von der sie bewegt war, und für welche sie bei den Ihrigen kein Verständnis fand, Johanna diesen mehr oder weniger entfremdet hat; ebenso überzeugend aber beweisen gerade ihre Aeußerungen in Reims, daß das Gefühl für ihre Angehörigen bloß zeitweilig zurückgedrängt ist, nur um desto gewaltiger wieder hervorzubrechen.¹⁾ Und wie könnte wohl ein Gemüth im Grunde lieblos sein, das mit solcher Liebe sich für das Vaterland begeistert! Wie wäre ein Herz gefühllos, das mit solchem Gefühl die Natur umfaßt!

Und ein hochmüthiges Geschöpf sollte Johanna sein? Man löse diese Frage zunächst im Hinblick auf Johannas Wort: „Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd?“ oder angesichts ihres politischen Bekenntnisses: „Sein zitterndes Geschöpf wird er erwählen, durch eine zarte Jungfrau wird er sich verherrlichen, denn er ist der Allmächtige.“ Wer darf ein Wesen hochmüthig schelten, das so, wie Johanna hier, Gott allein die Ehre gibt, für sich selbst jeden Ruhm ablehnt! und dies in einer Sache, welche recht eigentlich das Herz und die Summe seines Daseins ausmacht! — Nun so ist sie vielleicht

¹⁾ S. auch die Art, wie Johanna sich nach ihrem Vater erkundigt Act IV, Sc. 9, V. 364 flgd.

Menschen gegenüber hoffärtig, während sie vor Gott sich beugt? Denn so wunderbar ist der Mensch beschaffen, daß Hochmuth und Demuth in demselben Herzen oft dicht neben einander liegen. Eine Antwort darauf gibt Raimond, indem er wider Thibauts Beschuldigung: „sie schämt sich ihrer Niedrigkeit,“ die Freude hervorhebt, womit Johanna bisher ihren Schwestern gedient und wie eine niedere Magd die schwersten Pflichten mit stillem Gehorsam geübt hat.¹⁾ Besteht damit eine Verachtung des niederen Standes an sich oder der niederen Leute als solcher und der kleinen Beschäftigungen des Lebens? Nichts von alledem. — Was endlich ist nach Thibauts Meinung das Ziel, welchem das Trachten der Tochter gilt? Nichts weiter, als irdischer Glanz und irdische Größe.²⁾ Johanna dagegen versichert feierlich:³⁾ „Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.“ Und das dürfen wir ihr aufs Wort glauben, denn — von allem andern abgesehen — sie weiß es, daß sie des Krieges Opfer sein wird und folglich nur sehr kurze Zeit sich im Glanze irdischer Herrlichkeit sonnen könnte.⁴⁾

So viel steht demnach fest: Was Thibaut unter Johannas Hochmuth sich denkt, ist etwas ganz anderes, als was Johanna ihre eitle Selbstüberhebung nennt. Und worin besteht nun die letztere? Erinnern wir uns des Ausspruchs, womit Maria die

¹⁾ Vergl. Johanna, selbst I, 10: Ich bin nur eines Hirten niedere Tochter.

²⁾ Dies zeigt die ganze Scene 2 des Prologs und namentlich die Hauptstelle B. 112 flgd. (der Warnungstraum, welcher nach Thibauts Meinung sinnbildlich das eitle Trachten Johannas darstellt, ist die Basis seiner Anklage).

³⁾ Prol. 4, B. 400.

⁴⁾ Act II, Sc. 7, B. 438. Prol 4, B. 392 u. 394. Die Worte B. 415: „Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren, vor allen Erdenfrauen dich verklären,“ sprechen nicht dagegen, denn sie sind Offenbarungsworte Gottes und weisen überdies auf einen idealen Lohn hin.

Einwände Johannis bei deren Berufung zurückwies: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der irdischen Liebe widersteht.“ Keine Silbe hat Johanna dagegen vorgebracht und somit indirect erklärt, daß der geforderte Widerstand gegen die geschlechtliche Liebe ihr kein Bedenken verursache, daß sie folglich nach dieser Seite hin, welche die Grundvoraussetzung ihrer ganzen Mission bildet, sich fähig erachte, den göttlichen Auftrag zu übernehmen. Darnach erging an sie das göttliche Offenbarungswort: „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sündigen Flammen eitler Erdenlust,“ und Johanna legte infolge dessen das förmliche Gelübde ab, eine reine Jungfrau zu bleiben an Leib und Seele.¹⁾ Sie verpflichtete sich damit Gott gegenüber ausdrücklich, jeder geschlechtlichen Neigung ihr Herz zu verschließen und sich vor jeder sündlichen Befleckung irdischer Liebe zu bewahren. Und das that sie in der Absicht, um dem Worte der Marien-Offenbarung gemäß das Organ des göttlichen Gnadenwillens für ihr Vaterland sein und zu dem himmlischen Werke sich des himmlischen Beistands getrösten zu können. Wußte sie, was sie durch ihr Gelöbniß versprach? Der immerwährende Gedanke an die Noth des Vaterlandes und der unverwandte Ausblick nach oben, von woher allein die Hülfe kommen konnte, hatten insonderheit das natürliche Gefühl für die Liebe völlig in ihr zurückgedrängt. Sie kannte keine geschlechtliche Zuneigung und kannte daher die Macht der Liebe nicht, es war ihr somit die weibliche Schwachheit gerade in ihrem eigensten Wesen verborgen. Kein Wunder also, daß sie die Stärke sich

¹⁾ Daß dem so, ergibt sich aus der Pionetscene Act III, Sc. 10, B. 670: „Was hab' ich gethan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!“ Aus derselben Scene geht hervor, daß das Gelübde schon die bloße Neigung zu dem Manne ausschließt. Was die Form des Gelübdes betrifft, so haben wir die historische angenommen, s. S. 71.

zutraute, jeder Versuchung der sinnlichen Liebe Stand zu halten, daß sie folglich in diesem Sinne sich über die Schwäche des Weibes hinaus wußte. Und eben das ist es, was Johanna im letzten Grunde als ihre eitle Selbstüberhebung bezeichnet.¹⁾

Von dem gewonnenen Gesichtspuncte aus eröffnet sich uns denn der tiefste Blick in den Seelengrund der Heldenin. In jenem Selbstvertrauen nämlich, das Herz von Liebe rein und unbefleckt zu halten, lag für sie die himmlische Gewähr, aus Gottes Fülle jederzeit die Macht zur That nehmen zu können,²⁾ und diese Ueberzeugung verband sich mit der göttlichen Bürgschaft: „Du wirst“ Frankreich retten,³⁾ zu einer solchen Zuversicht des Glaubens, welche sich von thatsächlicher Wirklichkeit kaum mehr als dem Namen und der Form nach unterschied.⁴⁾ Die Höhe dieses Seelenaufschwungs gab sich auch in ihrem äußeren Sein einen sprechenden Ausdruck⁵⁾ und machte es ihr geradezu unmöglich, an dem Alltagsstreben und der Alltagsgesinnung der Menschen irgendwie Gefallen zu finden.⁶⁾

So gewis nun Johannas geistiger Standpunct von Thibauts Ansicht über den inneren Zustand und das Streben derselben himmelweit verschieden ist,⁷⁾ so bleibt doch soviel richtig an

¹⁾ Den augenfälligen Beweis der Richtigkeit wird das Weitere ergeben. Für jetzt nur noch soviel, daß die Liebe sie zu Falle gebracht hat, und daß die Worte: „daß ich mich eitel über Euch erhob“, nach dem Falle gerebet worden sind.

²⁾ Prol. 3, V. 324 flgb.

³⁾ Prol. 4, V. 423 flgb.

⁴⁾ Act I, Sc. 10, V. 690 flgb.

⁵⁾ S. Raimonds Schilderung Prol. 2, V. 75 flgb.

⁶⁾ Unter jenem verstehen wir namentlich die gewöhnlichen Lustbarkeiten der Jugend, s. Prol. 2, V. 81; diese spiegelt sich z. B. in Thibauts politischem Bekenntnis Prol. 3, gegen Ende: Laßt uns still gehorchend harren, wen uns der Sieg zum König geben wird u. s. w.

⁷⁾ Natürlich schon deshalb, weil er nichts von Johannas Berufung weiß.

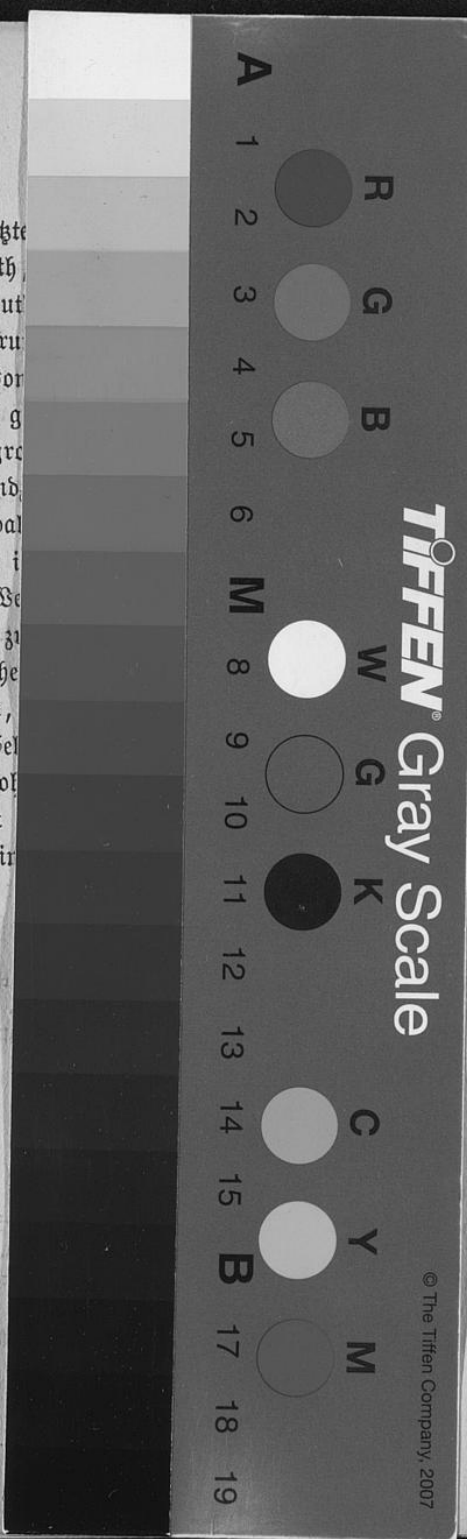
der letzteren, daß Johanna, trotz der sprechendsten Züge von Demuth, welche wir an ihr wahrgenommen, von der Sünde des Hochmuths nicht rein ist. Und zwar haftet dieselbe gerade an der Grundbedingung, worauf ihre ganze Mission gestellt ist.

Von diesem Hochmuth also muß die Jungfrau „durch strengen Dienst geläutert werden“, wenn sie ohne Straucheln und Fallen ihrer großen Aufgabe genügen soll. Denn ist auch die Erreichung des Endzieles kraft göttlicher Offenbarung feierlich verbrieft, der Weg dahin ist nicht nur nicht von Hindernissen befreit, sondern gerade im Gegentheil als ein Prüfungsweg angekündigt. Auf diese Weise soll Johanna ganz sich erkennen, um ganz sich Gott geben zu können; von der Schwachheit ihrer eigenen und der weiblichen Natur überhaupt soll sie durch Erfahrung belehrt werden, um dieselbe beständig vor Augen zu haben und durch stete Selbsthuth unter Gottes Beistand zu überwinden.

Johanna geht, sie geht in dem für Frankreich verhängnisvollsten Augenblicke, in Chinon werden wir sie bei ihrem König wiederfinden.

der letzte
 Demuth,
 Hochmut
 der Gru
 Vor
 Dienst g
 ihrer gro
 des End
 Weg dal
 gerade i
 diese We
 geben zu
 weibliche
 werden,
 stete Sel
 Jol
 vollsten
 wiederfir

sten Züge von
 der Sünde des
 selbe gerade an
 gestellt ist.
 „durch strengen
 eln und Fallen
 die Erreichung
 verbrieft, der
 befreit, sondern
 gekündigt. Auf
 ganz sich Gott
 genen und der
 führung belehrt
 aben und durch
 den.
 rich verhängniß=
 ei ihrem König



TIFFEN Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007